

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 2

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 2 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 13. Januar 1923

Winternacht.

Von Jos. v. Eichendorff.

Verschnit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seine Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

2

Sie wurde plötzlich verlegen. „Sie ist wohl etwas jugendlich, nicht wahr? Das ist es eben: in einem Alter, wo junge Männer schon bald ihre Studien beendet haben, kenne ich noch fast nichts von der Welt, von Büchern und allem Wissenswerten. Deshalb wäre ich so glücklich, Sie vielleicht einiges fragen zu können.“

In diesem Augenblick näherte sich eine lachende Gruppe, deren Mittelpunkt Siegfried Stein bildete. Der junge Arzt hatte die Bemerkung hingeworfen, von den Anwesenden gehörten wenigstens zwei Drittel in die neue Heilanstalt, und er wurde nun allgemein aufgefordert, seine Behauptung an Beispielen zu beweisen.

„Hier wird es unruhig,“ sagte der Professor. „Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Fräulein Hoch? Ich muß bald nach Hause; denn ich habe morgen um sieben Uhr Kolleg. Aber sind Sie einverstanden, wenn ich Sie in den nächsten Tagen in Ihrem Heim aufsuche, und wollen Sie mir dann Ihre Fragen stellen?“

Charlotte zögerte noch, sein Anerbieten anzunehmen, als Siegfried Stein auf die beiden zutrat. „Also auf morgen oder übermorgen,“ sagte halblaut der Professor.

„Immer zuerst die Respektspersonen!“ rief Stein eben. „Sie, Faber,“ wandte er sich an den Professor, „finden Sie nicht, Sie wären doch in unserem neuen „Waldheim“ mindestens ebenso gut untergebracht wie in Ihrer eigenen Wohnung? Während Sie wissenschaftlich arbeiten, würden Sie da so glücklich sein wie dort, und in der übrigen Zeit wären keine Möglichkeiten vorhanden, Sie zu beunruhigen, keine Veranlassungen, Sie mit dem Fassen von Entschlüssen zu quälen: sagen Sie selber, hätten Sie nicht ein wunderbares Klosterleben? Ja, wir sind es, die Ihnen das

Kloster wiedergeben, das uns heute fehlt. Unsere alten Landesväter in ihrem Scheuklappen-Statismus haben die Klöster aufgehoben, um soundsovielen Vätern und Müttern mehr zu bekommen, und nun flüchten die geborenen Mönche und Nonnen, wenn sie sich ein halbes Leben lang mit der lästigen Daseinsverantwortlichkeit herumgebalgt haben, in unsere Nervenheilanstalten. Ueberzeugen Sie sich doch selber, jede hochentwickelte Zeit hat ihre Klöster gehabt, worin der bessere Teil der Menschheit unterkriechen konnte, und erst noch waren damals keine elektrische Quiettsbahnen und Autos zu überwinden!“

„Nur das Gelübde, das Gelübde fehlt uns!“ warf jetzt ein unterseker, härziger Mann ein, der neben Siegfried stand. „Ohne das bleibt die Beruhigung unvollständig.“

„Um Gottes willen, möchten Sie die Leute auch noch vor die Wahl stellen, ob sie ein Gelübde halten wollen oder nicht!“ rief Faber lachend. „Oder haben Sie ein Mittel, den Glauben in ihre Edelkretinzüchtereien des 20. Jahrhunderts hineinzuzaubern?“

„Edelkretinzüchtereien ist gut!“ sagte eine auffallend schöne Männerstimme. Es war Stephan, der gesprochen hatte.

„Geben Sie nur acht, daß wir Sie nicht auch noch hineinkriegen!“ meinte Siegfried Stein. „Ihr schöner Welt-schmerz berechtigt Sie zwar an und für sich nicht dazu, einstweilen nicht. Sinegen wem er „stehen bleibt“, — so sagte man zu uns Kindern, wenn wir Grimassen schnitten — dem trauen wir einige Fähigkeiten zu, die bei uns am besten aufgehoben sind.“

„Bitte fahren Sie fort, das ist sehr interessant,“ sagte Stephan mit erzwungener Heiterkeit. „Was für Fähigkeiten denn?“

Siegfried lachte ihn an, indem er seine großen, blanken Zähne zeigte. „Nun, banal gesagt, ein Doppelleben in der Phantasia zu führen, wo wir alle Engel und Helden sind, und von dort drüben die erbärmliche Welt, zu der leider auch unser leibhaftiger Mensch gehört, mit edlem Schmerz zu betrachten. Damit sind wir allerdings fein salviert, aber schließlich doch auf Kosten von uns selbst.“ Siegfried hatte seine Worte mit einem herausfordernden Blick der grauen Augen begleitet, als suchte er in den Gesichtern der Umstehenden die Verblüfftheit über seinen kaltblütigen Freimut zu lesen. Doch nun veränderte sich plötzlich seine Miene, und er sagte im Tone eines guten Gesellschafters: „Aber, meine Besten, Sie trinken und essen ja alle nicht! Nun soll Grete einmal in Funktion treten.“

„Wird uns denn Fräulein Grete dereinst im „Waldeheim“ auch das Vergnügen ihrer Gesellschaft machen?“ fragte jemand aus der Gruppe.

„Grete?“ sagte Siegfried Stein lachend. „Die zu allerlezt, oder höchstens als Etagegouvernante. — Das heißt, wenn sie rechtzeitig an den Mann kommt,“ setzte er leise zu seinem Nachbarn, dem bärtigen Herrn, gewandt hinzu.

„Auf Damengesellschaft möchten wir aber doch nicht ganz verzichten,“ sagte Stephan wieder mit seiner schönen, klavollenen Stimme.

Doktor Stein wandte sich mit einer scherzhaften Verbeugung an Charlotte: „Vielleicht haben wir gelegentlich das Vergnügen, oder ist das Leben inzwischen erträglicher geworden?“

„Ich denke, zu diesem Zweck verbringen wir doch den Abend zusammen?“ gab sie zurück.

Man ging zum Buffet, und es fügte sich, daß nach einer Weile Stephan und Charlotte sich in einer von Blattpflanzen eingerahmten Ecke allein gegenüber saßen. Die Blicke, mit denen Stephan die junge Dame immerfort begleitet hatte, konnten ihr nicht entgangen sein, und der Mann mochte damit rechnen, als er mit halblauter Stimme sagte: „Ich habe den ganzen Abend auf diesen Augenblick gewartet.“

Doch seine Worte schienen keinen angenehmen Eindruck hervorzurufen. Charlotte sah mit einem kalten Blick zu ihm hinüber, und Stephan beeilte sich zu sagen: „Aber ich bin Ihnen lästig mit meinem Geständnis. Darf ich Sie zu einem Ihrer Bekannten führen?“ Er hatte bei diesen Worten einen traurigen Zug um den empfindsamen Mund, und auf der Stirn bildete sich eine Furche, als spürte er dort einen körperlichen Schmerz.

Sie bemerkte es und sagte einfach: „Danke. Ich ruhe mich gerne in dieser stillen Ecke ein wenig aus,“ und setzte sich. Er folgte zögernd ihrem Beispiel, indem er einen Stuhl zwischen ihnen frei ließ. Charlotte faltete die Hände im Schoß und spürte, daß sie kalt waren. Ein beklemmendes Gefühl hatte sie überkommen, als ob die Nähe dieses fremden, schönen Menschen körperlich auf sie eindränge. Sie empfand ein Wellenzittern zwischen ihm und ihr, das sie mißtrauisch und neugierig zugleich aufnahm.

„Sie sind erst seit kurzem hier und kennen wohl noch nicht viele Menschen?“ begann sie die Unterhaltung.

„Ja, ich kenne fast niemanden, außer meinen Schülern. Doch ich bin gewohnt, für mich allein zu leben.“

„Aber während Ihrer Bühnenlaufbahn konnten Sie sich doch der Geselligkeit nicht entziehen? Das ist ja für einen Schauspieler unmöglich.“

„Da haben Sie recht,“ sagte er. „Doch das ist nun ein abgeschlossener Lebensabschnitt.“

„Sie werden nicht zur Bühne zurückkehren?“

„Nein.“ Er schien mißstimmt oder verlegen über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, und Charlotte sagte rasch: „Sie werden sehen, es läßt sich hier leben. Wir haben schöne Umgebungen, im Winter ein anständiges Orchester —“

„Oh, es läßt sich überall leben, wo ein paar Menschen sind, die sich um einen kümmern oder um die man sich kümmern darf.“

Er fixierte sie stark. Sie schwieg, und er sagte leise:

„Nun würde ich manches darum geben, zu wissen, was Sie eben dachten.“

„Und das wird nicht möglich sein,“ sagte sie lächelnd, „denn es betrifft Sie selber.“

Sein Gesicht nahm plötzlich einen gespannten Ausdruck an, Lippen und Nasenflügel schienen zu vibrieren. „Ein gnädiger Gedanke zu meiner Aeußerung?“ fragte er halblaut. —

Ihre Unterhaltung wurde durch Faber unterbrochen, der eben vorbeiging und einen raschen Blick auf Charlotte warf. „Ich suche unbemerkt zu entweichen,“ sagte er. „Also es bleibt bei der Abmachung?“

Stephan war aufgestanden und stellte sich vor. Faber betrachtete ihn mit seinem hellen, durchdringenden Blick. „Aber wir kennen uns — oder doch nicht persönlich? — warten Sie — Berlin, stimmt das? — letztes Jahr — Café Monopol vielleicht?“

Mit Stephan ging in diesem Augenblick eine überraschende Veränderung vor. Er erlebte plötzlich, wurde dann hochrot und machte eine Bewegung, als wollte er weggehen und Faber stehen lassen.

„Nein, ich irre mich,“ sagte der Professor, „ich erinnere mich nur, Ihr Gesicht irgendwo gesehen zu haben. Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Auch Stephan brachte nun ein paar gleichgültige Worte vor; doch schien er noch immer beunruhigt. Charlotte beobachtete ihn verwundert.

„Wer ist das eigentlich, dieser Professor Faber?“ fragte er danach mit einem nervösen Stirnrungeln.

„Faber? Ach, ihn kennt hier jedermann! Er soll einer der geschicktesten und, wie man sagt, einer der wunderlichsten Menschen der Stadt sein. Er ist „Außerordentlicher“ für Geschichte und unterrichtet auch an den oberen Klassen des Gymnasiums. Gerold Stein ist sein Schüler. Ein auffallender Kopf, nicht wahr? Diese mächtige Stirn!“

„Mag sein. Ich teile die Vorliebe für solche Unebenmäßigkeiten nicht,“ meinte Stephan achselzuckend.

„Der Ausdruck seiner Stirn ist schön,“ sagte Charlotte. —

Die Stimmung in der Gesellschaft wurde nach und nach lebhafter. Man hatte den Getränken, die immer wieder angeboten wurden, ausgiebig zugesprochen; die Herren qualmten, einige saßen stumpf hinter ihrem Glase, andere

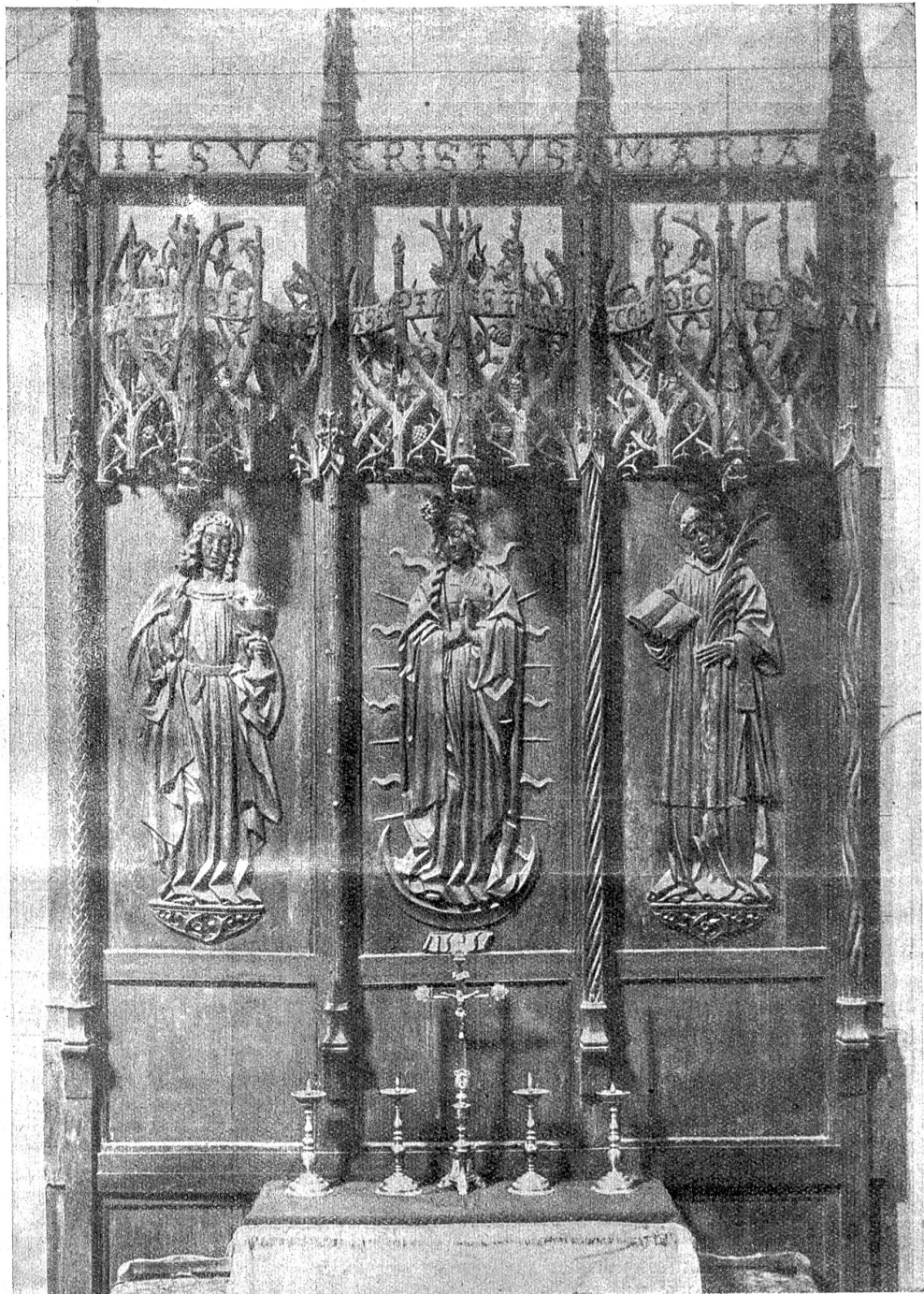
unterhielten sich mit unnatürlich lärmender Stimme oder tuschelten sich Witze zu.

Nach der kühlen Ecke, wo Stephan und Charlotte saßen, wandte sich nun auch der Volksschullehrer Bastian Kummer, der wegen eines chronischen Augenleidens den Rauch nicht ertrug. Er machte in seinem schlecht geschnittenen, für die hagere Gestalt viel zu weiten Gehrock und mit seiner grauen Brille, durch die er etwas verwundert in die Welt schaute, einen fast komischen Eindruck, und er schien sich dessen auch bewußt und dadurch in einer dauernden Unsicherheit befangen zu sein. Als er Stephan und Charlotte erblickte, wollte er sich sogleich wieder zurückziehen, blieb aber mit seinem Rockschöß an einer Pflanze hängen und wurde gleichzeitig von Charlotte angerufen.

Auch Stephan, dem die ungewöhnliche Erscheinung Spaß zu machen schien, sagte: „Kommen Sie doch, Kummerchen, kommen Sie. Hier ist ein Stuhl für Sie bereit. Aber nehmen Sie, um Gottes willen, nicht das ganze Arrangement in Ihren Rockschößen mit!“ Und als er sich gesetzt hatte, fuhr Stephan fort, wie zu einem Kinde zu ihm zu sprechen: „Sie sollten wirklich ein bißchen Fett ansetzen; das wäre gut für Sie. Es baumelt ja alles nur so um Sie herum!“

Charlottens Gesicht hatte bei Stephans Worten einen strengen und unzufriedenen Ausdruck angenommen. Nun wandte sie sich zu Bastian und sagte: „Lassen Sie sich nur nicht so bevormunden, Herr Kummer. Erzählen Sie mir lieber, was Sie vorhin mit Papa Stein getuschelt haben; ist etwa ein neues „Werk“ im Entstehen?“

„Ach nein,“ sagte Kummer mit seiner hohen, modulierenden Tenorstimme, „ich habe bloß einmal wieder für meine „sittlich Gefährdeten“ gebeten. Das Heim ist vor kurzem vergrößert worden, es war dringend nötig, und die Verzinsung der Hypotheken verschlingt nun einen großen Teil der freiwilligen Beiträge, aus denen das Heim lebt.“



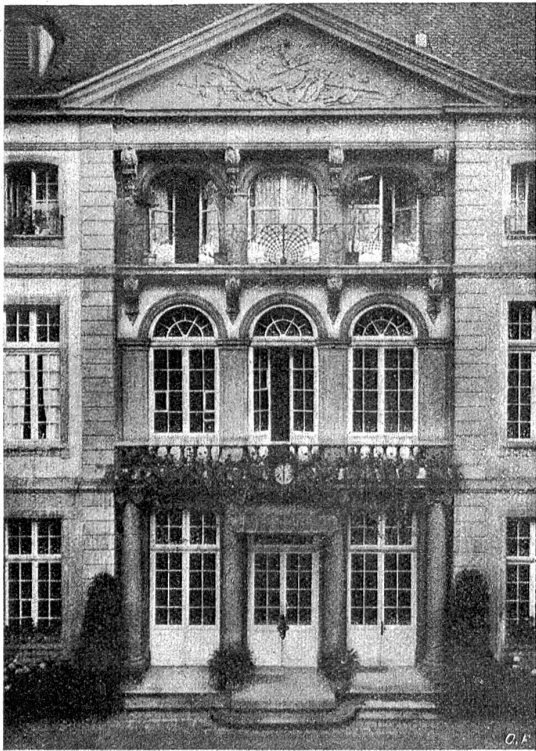
Romont (Kt. Sreibrurg). Schnitzwerk, 1515. (Phot. Solkwang-Verlag).

(Druckstoß aus: „Die alte Schweiz“ von Dr. G. Maria Blaser und Prof. Artur Weese. Vergl. den Aufsatz in Nr. 40 der „Berner Woche“, Jahrgang 1922.)

„Ach Gott, Kummerchen,“ rief Stephan, indem er Bastian auf die Schulter schlug, „Sie glauben also, Sie haben die Welt verbessert, wenn Sie die sittlich Gefährdeten einsperren? Haben Sie denn auch Ihre Anklagen selber gefragt, ob sie damit einverstanden seien?“

Bastian wandte Stephan sein ehrliches Gesicht zu und sagte ernsthaft: „Es handelt sich nur um Kinder, Herr Stephan, um Minderjährige, die in diesen Dingen keinen eigenen Willen haben, sondern durch den Zwang, den die Eltern auf sie ausüben, gefährdet sind. Man weiß gar nicht, wie häufig das in gewissen Schichten vorkommt. Ich

habe auch erst durch meine Tätigkeit als Berufsvormund in diese Zustände etwas Einblick erhalten.“



Erlacherhof. Nordseite des Hauptgebäudes.

Charlotte hatte ihm aufmerksam zugehört. „Dann haben Sie auch mit Jugendgerichten zu tun?“ fragte sie lebhaft.

„Ja, gewiß. Interessieren Sie sich dafür?“ antwortete Rummel, indem er noch verwunderter als gewöhnlich durch seine Brille schaute.

„Ich verstehe gar nichts davon,“ sagte Charlotte; „aber es wäre schön, ein wenig zu wissen, wie es auf der Welt zugeht.“

„Wollen Sie Ihre Weltkenntnis aus diesen Quellen schöpfen?“ fragte Stephan dazwischen mit einem nachsichtigen Lächeln.

Aber Bastian antwortete erfreut und verlegen: „Ich — ich stehe Ihnen natürlich immer zu Diensten, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann.“

Charlotte errötete plötzlich. „Und Sie würden es mir trotzdem abschlagen, mich auf einen Ihrer Gänge mitzunehmen,“ sagte sie geradeheraus.

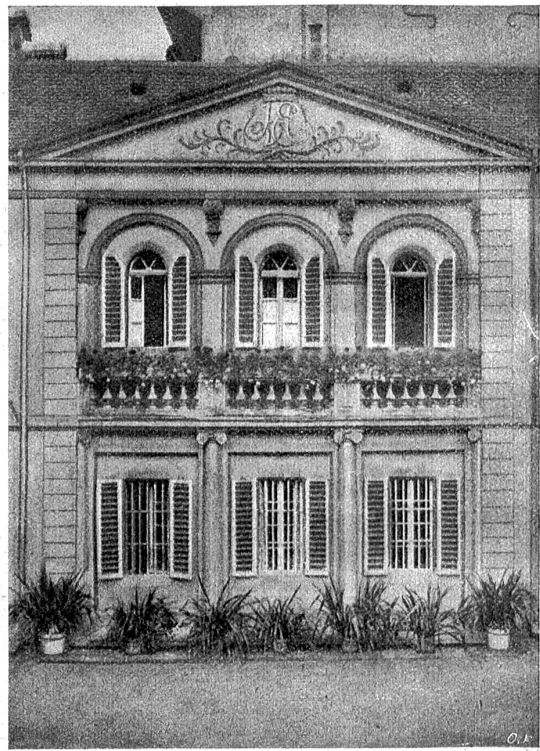
„Aber keineswegs, keineswegs,“ rief er eifrig. „Warum vermuten Sie das?“

„Nun, weil man mit uns Frauen immer so verfährt,“ warf Charlotte hin und stand auf. Doch sie wandte sich noch einmal um und sagte in verändertem Ton: „Ich darf Sie also beim Wort nehmen?“

„Aber unbedingt,“ antwortete Bastian, der durch Charlottens schroffes Wesen sichtlich beunruhigt war.

„Also wann?“ fragte sie, „und wohin gehen wir dann?“ Bastian sann einen Augenblick nach. „Darf ich Ihnen das Genauere schreiben? Ich bin ein so langsamer

Denker. Ich kann mir im Augenblick nichts Ordentliches zusammenstellen.“

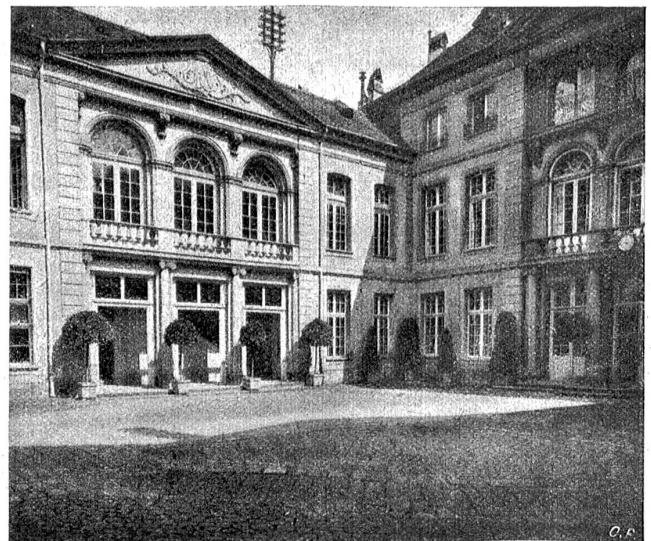


Erlacherhof. Westlicher Seitenflügel.

„Ich zähle also darauf. Und besten Dank,“ sagte Charlotte und wandte sich ihrer Schwester zu, die sich eben näherte. (Fortsetzung folgt.)

Das Bürgerhaus im Kanton Bern.

Es soll hier von einem neuerschienenen Werke die Rede sein, das das Interesse unserer Leser in hohem Maße verdient. Sein genauer Titel heißt: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, XI. Band; Das Bürgerhaus im Kanton Bern, II. Teil“.



Erlacherhof. Ostflügel.